

EUROPAVERLAG

WOLFGANG FRANBEN

Mado

ROMAN

EUROPAVERLAG

Für Enna

*»Denn das Leben ist ein verlorenes Gut,
wenn man es nicht so gelebt hat,
wie man hätte leben wollen.«*

GEORGE COȘBUC,
rumänischer Dichter (1866–1918)



© Wolfgang Franßen, 2020

© 2021 Europa Verlag in Europa Verlage GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,

unter Verwendung eines Fotos von © Romvy/AdobeStock

Lektorat: Eva Weigl, München

Layout und Satz: BuchHaus Robert Gigler, München

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-95890-365-4

Alle Rechte vorbehalten

www.europa-verlag.com

SHOWTIME

Auf einem zerkratzten Holztisch lagen die Reste vom Frühstück. Eine braune Ledergarnitur in den Farben seiner Handschuhe. Blau-weiße Hocker in den Farben seiner Shorts. Schwarze Ringseile schmückten eine Wand. Fotos von Frauen aus Mosambique hingen am Kühl-schrank. Aus seiner Zeit als Fahrradverkäufer in Afrika. Eine jener genialen Geschäftsideen, die sein Vermögen aufgeessen hatten. Es gab genug Teller und Tassen und Besteck. Nichts davon gehörte ihr.

Im Fernsehen über dem Kamin aus Styropor sprang das Publikum auf und klatschte frenetisch in die Hände. Der Sänger umarmte den Moderator, der Moderator den Gitarristen, und sie war so zgedröhnt, dass sie sich selbst umarmte.

Sie tanzte. Begleitet vom Klopfen gegen die Zimmerdecke unter ihren Füßen. Was konnte schon passieren? Ihr Boxer hatte sie eingesperrt. Sollten sie ruhig die Gendarmen rufen. Sie würden die Tür aufbrechen müssen, um den Ton leiser zu stellen. Vielleicht beschlagnahmten

sie auch den Fernseher. Sie würde weiter tanzen und tanzen und grölen, da für eine eigene Wohnung ihr Geld nicht reichte. Die Freiheit war kostspielig. Mado erschöpft von der Suche danach.

Sie hatte keinen seiner Kämpfe gesehen. Angeblich war er nie zu Boden gegangen. Damit ließ sich offenbar genug Geld verdienen, um sich ein Appartement mit Dachterrasse zu leisten. Zum Abschied hatten sie ihm einen Pokal für vierundfünfzig Kämpfe überreicht, in denen er nichts anderes getan hatte, als sich verprügeln zu lassen.

Fünfzehn gewonnen, sieben gingen ohne Sieger über die Runden. Bei den Niederlagen klammerte er sich an die Seile, bis die Kampfrichter ihn auszählten.

Viel konnte in seinem Kopf nicht mehr funktionieren.

Als der Moderator den nächsten Gast ankündigte, drehte sich der Schlüssel in der Wohnungstür. Wahrscheinlich der Concierge. Eine widerliche Schnecke, die von Wohnung zu Wohnung schleimte, um bloß nicht bei einem der Mieter anzuecken. Sie wurde enttäuscht. Sie hatte sich auf ein kleines Wortgefecht gefreut. Und was bekam sie? Einen mürrischen Enddreißiger mit vernarbten Händen, einer Metallplatte in der Schulter und einem bis zum Bauchnabel offenen Hemd.

Ihr stand eine Nacht voller Selbstmitleid, Prahlerei und hartem Sex bevor, in der es nur darauf ankam, wie lange er durchhielt. Am besten, sie schloss sich gleich im Bad ein.

Sie tanzte weiter, als bemerke sie ihn nicht. Er konnte ihr gar nichts. Sie war die Enkelin von Rosa Kaaris. Er hatte keine Ahnung, mit wem er sich da eingelassen hatte.

Als er sich auf die Couch fallen ließ, wechselte er das Programm. Auf der Suche nach einer seiner geliebten Tiersendungen. Obwohl das eher was fürs Nachmittagsprogramm war. Er zappte durch die Kanäle.

Keine Walrösser, keine Adler, keine Lemminge. Sie war schuld.

Sie tanzte einfach weiter. Niemand klatschte mehr. Also klatschte sie in die Hände. Sie war die einzige Tänzerin im Nachtprogramm des Appartements 4b. Das hatte einen Applaus verdient. Sie drehte sich auf die Terrasse hinaus und hörte in der gelb beleuchteten Straße aus dem Arabercafé einen Streit, riskierte einen Blick über die Brüstung. Nichts. Nicht mal eine Schlägerei. Sonst hätte sie ihn runterschicken können, damit er den Laden aufmischte, was seine Stimmung sicher gehoben hätte.

Wehe, man beachtete ihn nicht. Seine Verzweiflung, sein Leid, seine Besserwisserei. Dabei gehörte ihm alles. Wer war sie schon? In ihrer weißen Jogginghose, dem ärmellosen Shirt, das sie längst hätte ausmustern sollen, weil es ihm nicht gefiel.

Offiziell wohnte sie nicht mal in seinem Appartement. Sie habe sich eingezeckt, klebe an den Wänden, die Bettwäsche rieche nach ihr. Er ertrage sie nicht mehr, hatte er sie beim Frühstück angeschrien. Sie besäße nichts außer einem schönen Körper. Die schöne Mado. Warum sie nicht gleich anschaffen gehe, statt von seinem Geld zu leben? Sie sei ein Parasit. Ohne ihn ein Nichts. Was lag da näher, als sie einzusperrn, um in Ruhe feiern zu gehen? Sie war nur ein Tier.

Im Fernseher berichteten sie über eine Schlammlawine, die einen Bus voller Touristen in einem Reservat unter sich begraben hatte. Wenigstens da bekam er ein paar Löwen zu sehen. Vielleicht machten die ihn ja glücklich.

Während sie auf der Terrasse rauchte, erzählte er ihr, wen er alles getroffen habe, zog das Hemd aus, als leide er unter Hitzewallungen, und warf es vor den Kamin. Ein Knopf rollte über den Boden. Seine Unterlippe zuckte. Er klopfte neben sich auf die Couch.

Sie leistete der Einladung nicht Folge, weil sie ahnte, was jetzt kam. Ein schöner Abend zu zweit. Er streifte die Schuhe ab, löste die Socken mit den Zehen von den Füßen, trat auf die Terrasse, packte sie und zerrte sie zur Couch. Sie war nur eine Herumtreiberin. Die er mit Drogen fütterte und die seine Merguez anbrennen ließ. Er riss den Halsansatz ihres Shirts ein. Billiges Zeug. Das hatte sie sich noch gekauft. Er bestand auf Qualität, auf Spitzenware, wenn sie schon sein Geld verschleuderte.

Mit der Hand griff er ihr zwischen die Beine und schob sie hoch. Sie lächelte, sagte ihm, sie habe eine Überraschung für ihn, er solle sich einen Moment gedulden.

Im Schlafzimmer drückte sie die Kleiderbügel auf dem Garderobenständer zur Seite. Sie hörte die Metro oberirdisch über die Gleise donnern. Im Fernsehen sendeten sie ein Journal. Die Bettdecke lag auf dem Boden. Fleckig von der letzten Nacht, als er ihr unbedingt Wein in den Mund hatte kippen müssen, um sich daran zu ergötzen, wie sie sich dauernd verschluckte.

Mit den Fingerspitzen strich sie über den einzigen Pokal, den er nach seinem Abschlusskampf überreicht be-

kommen hatte. Sie las die Widmung. Wie bei dem berühmten Vorbild streckte ein Boxer die Arme in die Höhe. Massiv und billig. Als Anerkennung für jemanden, der im Ring nicht einmal zu Boden ging.

Mado war fünfundzwanzig und von ihrer Großmutter nicht dazu erzogen worden, einen Herd zu bewachen. Sie hob den Pokal über den Kopf, als habe sie ihn selbst gewonnen. An einer Losbude.

»Bist du schon nackt?«, rief er.

Sie hatte längst den Respekt vor sich verloren. Nur noch Panik war übrig. Sie musste etwas von sich retten. Sie wog den Pokal in den Händen. Wenn eine ihn verdient hatte, dann sie. Sie war auch nicht zu Boden gegangen.

Im Wohnzimmer ließ sie ihm nicht die Zeit, sich umzudrehen. Der erste Schlag streifte seinen Kopf und landete auf der Schulter. Mit dem zweiten traf sie die Stirn. Mit dem dritten die Nase. Hart genug, dass er von der Couch glitt und sie anstarrte. Insgesamt waren es sieben Schläge, vielleicht mehr.

Der Zigarillo klebte in seinem Mundwinkel. Also schlug sie weiter zu, während sie gleichzeitig zählte. Bis zehn. Bis er regungslos dalag.

Einen Augenblick tat er ihr leid. Sie zog den Slip aus, den er ihr gekauft hatte, und wischte sich das Blut von den Füßen.

Es war sicher nicht die beste Lösung. Eine bessere war ihr nicht eingefallen.

BESUCH

Wenn Rosa Kaaris an ihren Mann Matthieu dachte, befahl sie eine gewisse Schwermut. Er war der Sohn eines alleingesessenen Taxiunternehmers in Bordeaux gewesen, bevor er zur Bahn ging und mehr Fahrgäste von einem Ort zum anderen brachte als sein Vater in seinem ganzen Leben. Er war verrückt nach ihr gewesen, hatte alles hinter sich gelassen, um vor ihrer Tür aufzutauchen und stotternd zu gestehen, dass er nicht mehr ohne sie sein wolle. Das hatte so gar nicht zu ihr gepasst. Wie sie ausgerechnet an so einen Kerl gelangt sei, hatten die Schmuggler, mit denen sie Geschäfte machte, sie aufgezo-

Von Grund auf ehrlich und rechtschaffen.

Matthieu besaß eine hohe Stirn, eine Nickelbrille und verdammt gute Manieren. Ein Sohn, der regelmäßig in die Kirche ging, aber das hatte sie niemandem erzählt, um es ihm in ihren Kreisen nicht noch schwerer zu machen. Er kontrollierte die Fahrkarten auf der Strecke Le Havre–Marseille. Sie sahen sich an seinen freien Tagen. Sie waren verheiratet und auch nicht verheiratet gewesen,

je nachdem, wie ihr danach war. Aber sie wurde geliebt. Unendlich.

Matthieu stellte nur zwei Bedingungen für die Hochzeit: Er wollte nichts von ihren Geschäften wissen, und sie würden zusammen in die Rue Lomenech ziehen. Ihre Ehe hielt fünfunddreißig Jahre.

Rosa schüttelte den Kopf. Fünfunddreißig Jahre.

Warum ausgerechnet dieser Mann so elendig an Krebs verreckt war, wollte ihr nicht in den Kopf. Sie ja, Serge auch, aber Matthieu? Dieser stille Mann, der kein Laster kannte, der sonntags Cadre spielte und sich nicht wie andere Männer beschwerte, wenn kein Essen auf dem Tisch stand.

Sie musste ihn alleine sterben lassen, weil sie im Gefängnis saß. Verurteilt für etwas, an dem sie keine Schuld trug. Serge war bei ihm gewesen. Sie hätte den Namen des Verräters, der sie ans Messer geliefert hatte, nur auszusprechen brauchen, doch das hätte bedeutet, dass auch Serge ins Gefängnis gekommen wäre. Einen einzigen Namen, um wenigstens am Begräbnis teilnehmen zu dürfen. Doch Rosa Kaaris hatte geschwiegen.

Egal, wie alt und verschrumpelt sie war, es gab nichts zu bereuen, sie würde alles wieder so machen. Im nächsten Leben, im übernächsten, selbst wenn sie auf der Stelle noch mal jung wäre. Es hatte ihr gefallen, den Staat um seine Steuern zu betrügen. Die neun Jahre im Gefängnis war sie klargekommen. Als sie freikam und alles sich verändert hatte, war sie auch klargekommen. Dass sie die Wohnung nicht mehr verlassen konnte, weil ihre Beine sie nicht mehr weit genug trugen, damit kam sie klar. Dass

ihre Tage gezählt waren, sowieso. Nur dass die Sommersprossen aus ihrem Gesicht verschwunden, in Altersflecken übergegangen waren, das ärgerte sie maßlos.

Rosa war groß und schlank und breitschultrig gewesen. Eine herbe Schönheit, der sie nicht nachtrauerte. Die Männer waren ihr mit Respekt begegnet. Sie hatte schon als Kind auf dem Hof ihrer Eltern gearbeitet und bemerkt, dass sie ein Geschick im Verhandeln besaß. Sie war nicht einmal vierzehn gewesen, als ihr Vater sie vorschickte, um ein Schwein zu verkaufen. Von dem Geld, das sie zusätzlich herauschlug, hatte sie allerdings nichts gesehen. Sie begriff früh, dass sie ihr eigenes Geschäft aufziehen musste, wenn für sie etwas übrig bleiben sollte. Mit siebzehn war sie schon nicht mehr auf dem Hof gewesen. Für einen Fischer stand sie auf dem Markt und sorgte dafür, dass sein ganzer Fang an einem Vormittag unter die Leute kam. Mit knapp zwanzig lernte sie einen Flamen kennen, der sein Geld mit bezahlten Leerfahrten verdiente, weil ihn die eigentliche Fracht nicht ernährte. Ein kleiner Betrug, den Rosa sofort einsah. Ihr konnte niemand weismachen, dass alle ihr Geld auf redliche Weise verdienten.

Der alte Leveque nahm sie schließlich unter seine Fittiche und brachte ihr alles bei. Er bezog schottischen und irischen Whisky ohne Steuermarke direkt von den Destillieren, versah sie in einem Schuppen auf einer Landstraße nach Concarneau mit den entsprechenden Siegeln und verschob sie nach Paris. Zu seinem Imperium gehörten Schnaps, Zigarren und Kaffee. In den Siebzigern hatte Rosa sich selbstständig gemacht und auf Medikamente

spezialisiert, die auf Frachtern aus Nordirland über Bord gingen. Auch Ärzte wollten schließlich Geld verdienen.

Allein in ihrer Zelle, hatte sie sich oft den Kopf darüber zerbrochen, warum sie so blind gewesen war, warum sie es nicht hatte kommen sehen. Der Kerl, der sie ersetzt hatte, war jünger, gieriger und brutaler gewesen. Nicht daran interessiert, sein eigenes Geschäft aufzuziehen, da sie ja über alle Kontakte verfügte. Mit gepanschten Medikamenten ließ sich mehr Geld verdienen. Ein unschlagbares Argument. Und er war ein Kerl. Als die ersten Patienten Ende der Siebzigerjahre im Koma lagen, war der Skandal vertuscht worden, Rosa war ausgestiegen und hatte das *Maison Blanche* eröffnet. Sie musste an Matthieu und ihre Kleine denken. Sie war nie ein großes Risiko eingegangen. Nur so weit, dass es für ein gutes Leben reichte, aber halt nicht für eine Villa in Biarritz.

Nach der Jahrtausendwende kam das ganze Ausmaß zutage. Mehrere Patienten waren gestorben. Der Kerl, der sie aus dem Geschäft gedrängt hatte, verfügte inzwischen über so viel Einfluss, dass er dem Gericht eine Schuldige präsentieren konnte: Rosa. Er ließ einen Kronzeugen aussagen, der sie mit Dreck bewarf. Sie stellten es so dar, als trage sie Schuld am Tod Dutzender Patienten. *Madame la Mort*, wie die Presse sie nannte. Als seien die Toten nicht bereits krank gewesen, sondern hätten alle gerettet werden können. Neun Jahre Schweigen, erst danach hatten sie den wahren Drahtzieher überführt.

Rosa hielt sich vorm Spiegel im Flur eine Hand über den Kopf. Dass sie langsam zu schrumpfen begann, sich nicht mehr richtig aufrecht hielt, auch damit kam sie klar.

Die grauen Strähnen hatte sie mit jeder Farbe bekämpft, die ihr Friseur hatte aufreiben können. Nur rothaarig hatte sie nie sein wollen.

Du altes, eitles Biest, dachte sie, als es an der Tür klingelte. Um die Zeit öffnete sie normalerweise niemandem. Egal, wie hartnäckig er auch auf die Klingel drückte.

Sie setzte Wasser auf. Auf jenem Gasherd, den ihre Tochter jedes Jahr zu entsorgen versuchte, weil sie davon überzeugt war, dass ihre Mutter eines Tages vergessen würde, den Hahn abzusperren, und sich in die Luft sprengte.

Das Klingeln nervte sie. Vielleicht ein neuer Postbote, der nicht wusste, dass er ihre Pakete bei der Nachbarin im Erdgeschoss abgeben sollte. Sie hörte ihren Namen. Ein Klopfen. Mit dem vollen Kaffeefilter in der Hand näherte sie sich der Tür und hörte die Stimme ihrer Enkelin.

»Nun mach schon auf. Ich weiß, dass du da bist. Wo sollst du sonst sein?«

Fünf Jahre war es her, seitdem Mado verschwunden war. Fünf Jahre ohne einen Anruf, ohne eine Karte. Was bildete das Kind sich ein? Dass es einfach auftauchte und alles war beim Alten? Rosa kehrte in die Küche zurück, setzte den Filter auf die Kanne, nahm den Kessel vom Herd und goss Wasser hinein.

Das Klopfen ging in ein Hämmern über.

»Was soll das? Mach die Tür auf«, rief Mado.

Es gab drei Phasen bei Rosa Kaaris. In der ersten regte sie sich auf. In der zweiten wurde sie wütend. In der dritten ganz ruhig. Etwas, was niemand wirklich erleben wollte.

Die Hand auf dem dicken Bund liegend, an dem zu viele Schlüssel hingen, von denen sie nicht wusste, zu welchem Schloss sie passten, sagte Rosa: »Nein.«

»Ich bitte dich.« Das klang nicht nach Mado. Ihr kleines Mädchen bat nie um etwas.

Rosa drehte den Schlüssel um. Die Tür sprang einen Spalt weit auf. Als müsse sie all ihren Mut aufbringen, dauerte es einen Moment, bevor Mado ihr in die Küche folgte, wo ihre Großmutter eine Brioche mit Marmelade bestrich.

Mados Hände umklammerten sie von hinten. Sie lehnte den Kopf an ihren Rücken. Sie sollte sich nichts vormachen, dachte Rosa. Sie würde ihre Enkelin nicht wegschicken, obwohl sie das verdient hatte. Sie freute sich, sie zu sehen, aber sie kam auch nicht gegen ihre Natur an. Sie drehte sich um und ohrfeigte Mado, die zurückschrak und auf die Küchenbank fiel, wo sie gesessen hatte, seitdem sie über die Tischkante blicken konnte. Sie war dürr gewesen, mit viel zu langen Fingern. Immer voller Zorn auf ihre Mutter. Auch jetzt sah sie abgemagert aus. Vor allem erschreckte Rosa der leere Blick in ihren Augen.

»Ist das jetzt deine Entschuldigung?«, schnauzte Rosa sie an.

Mados Grinsen explodierte auf ihren Lippen. Sie und sich entschuldigen, was für ein idiotischer Gedanke. Als Kind hatte sie jegliche Bestrafung wortlos hingenommen.

Eine Stunde nachdem Mado ihr alles gestanden hatte, nahm ihre Großmutter sie in den Arm. Am liebsten hätte sie ihr gesagt, dass alles nichts nutzte, egal, was eine Frau anzog, für welche Frisur sie sich auch entschied, Kerle

blieben Kerle. Das hatte ihre Enkelin inzwischen selbst herausgefunden.

Sie brauche sich keine Sorgen zu machen, beruhigte sie Mado. Sie würde sich um alles kümmern. Sie würde Serge nach Paris schicken, damit er hinter ihr aufräume. Sie ließ sich die Schlüssel zum Appartement geben und fragte sie, ob sie schon gegessen habe. Irgendwo gab es immer einen Rest Suppe in diesem Haushalt.

Mado sah zu ihr auf. In der Untertasse vor ihr lagen bereits sechs Kippen. Offenbar erinnerte sie sich nicht mehr daran, dass in der Wohnung ihrer Großmutter nicht geraucht werden durfte.

»Haben sie was im Fernsehen gebracht?«, fragte Rosa sie.

»Im Radio jedenfalls nicht«, sagte Mado.

»Das ist gut.«

Das letzte Mal, dass Rosa Kaaris ihre Wohnung verlassen hatte, war bei ihrer Verhaftung gewesen.

Nicht ganz freiwillig. Und das gleich für neun Jahre.

Sie würde niemandem erlauben, ihre Enkelin abzuholen.

SCHWARZ

Das Maison Blanche lag auf einem Hügel, fünfhundert Meter von der Hauptstraße entfernt. Hohes Gestrüpp umgab Parkplatz wie Haus wie Garten. Die Fassade zur Straße hin wurde alle drei Jahre gestrichen. Der Bau einer Terrasse war angedacht und verworfen worden. Wer nachts besoffen ins Freie torkelte, musste höllisch aufpassen, sich nicht wegen der zurückgelassenen Bohlen den Hals zu brechen. Das Maison Blanche war immer da gewesen. Wenn auch erst ab Ende der Siebziger als Bauernkneipe.

Mado zögerte, die Tasche abzustellen. Durch die geöffnete Schiebetür drang Lachen in die Küche. Es roch frischer. Vielleicht war ihre Mutter endlich auf die Idee gekommen, hin und wieder zu lüften. Auch schien sie plötzlich aufzuräumen, statt überall ihre Sachen fallen zu lassen. Es sah so aus, als habe es Mado in diesem Haus nie gegeben. Selbst die Zeichnungen, die ihre Mutter auf Drängen ihrer Großmutter hatte rahmen lassen, hingen nicht mehr am angestammten Platz neben dem Vorratsraum.